

KATHARINA SCHENDEL

Mordskäfer

LANDKRIMI



Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Norman, mit dem selbst die sauersten Äpfel
nach Zuckerwatte schmecken



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotive: fotolia.com/moleskostudio, sxc.hu/Billy Alexander

Klappeninnenseiten: iStockphoto.com/MRaust

Umschlaggestaltung: Franziska Emons/Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Lisa Bitzer

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-298-0

Landkrimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Und hier finden Sie den Klingelton zum Landkrimi:



<http://www.emons-verlag.de/landkrimis>



Ein Dorf in Thüringen

Es war ein ganz normaler Sonntagnachmittag in Hummelstich. Die milde Maisonne strahlte auf das kleine nordthüringische Dorf am Fuße des Kyffhäusergebirges hinab und ließ die Dächer der niedlichen kleinen Häuser funkeln und glitzern. Der Himmel war strahlend blau, und die unverhohlene Glückseligkeit der Dorfbewohner thronte wie ein fröhliches Hochdruckgebiet über der Gemeinde.

In den penibel bepflanzten Vorgärten und aufgeräumten Hinterhöfen herrschte emsige Betriebsamkeit. Fröhliches Geklimper von allerlei Werkzeugen drang aus Scheunen, Kellern und von Dachböden auf die Straße und mischte sich mit dem Muhen, Gackern und Blöken von Kühen, Hühnern und Schafen. Hier klopfte ein Hammer im Einklang mit einer Bohrmaschine, dort erklang ein Duett von Winkelschleifer und Schweißgerät, wieder woanders heulte kurz ein Motor auf. Die frische Landluft roch nach Schmieröl und Benzin.

Wohin man auch blickte, das ganze Dorf war auf den Beinen und werkelte wie ein übereifriger Ameisenstaat. Jeder Bewohner, ob jung oder alt, ging mit emsiger Betriebsamkeit an sein Tagwerk. Es gab niemanden, der einfach nur faulenzte, sich in die Sonne legte und alle fünf gerade sein ließ. Müßiggang war nicht die Sache der Hummelstichler. Dafür, so sagten sie, sei das Leben zu kurz. Und die Arbeit mache sich schließlich nicht von allein. So schraubten, bastelten und montierten sie; friemelten, lackierten, sägten, schweißten, schmierten, schlifften und polierten. Das taten sie mit solchem Enthusiasmus und derlei Leidenschaft, dass es beinahe unheimlich war. Ein Außenstehender mochte es sogar als Fanatismus bezeichnen. Kein Zweifel, die Hummelstichler trugen wieder einmal einen Wettstreit aus, und dabei waren sie ebenso bespielloos wie unerbittlich.

Tatsächlich waren es nur noch wenige Tage bis zum alljährlichen Mopsrennen, einer heiß geliebten lokalen Tradition, die so gar nichts mit Hunden, Heringen oder weiblichen Oberweiten

zu tun hatte. Nein, beim Mopsrennen ging es um selbst gebaute Fahrzeuge, die zum einen schnell wie ein geölter Blitz sein sollten und zum anderen das größtmögliche Maß an Originalität vorweisen mussten. Dabei kamen oft die abenteuerlichsten Gefährte zum Vorschein, und es gab kaum ein Haushalts- oder Gartengerät, das beim Bau eines Gabel- oder Gelenkmopses noch nicht Verwendung gefunden hatte. Die ausgefallenen Kreationen, die von ihren Schöpfern meist mit phantasievollen Namen bedacht wurden, zeugten von handwerklichem Geschick und Einfallsreichtum. Prunkvoll, aber niemals verschwenderisch, farbgewaltig und formspektakulär, lautete die Devise. Dass die Hummelstichler eine künstlerische Ader besaßen, ließ sich nicht bestreiten.

Natürlich wurde es über die Jahre immer schwieriger, etwas ganz und gar Neuartiges oder Einzigartiges zu konstruieren. Deshalb spähte in diesen Tagen so manch einer argwöhnisch über den Zaun zu seinem Nachbarn, horchte an Türen, linste durch Schlüssellocher oder versuchte mit Hilfe vermeintlich beiläufiger Fragen an nutzbringende Informationen über die Konkurrenzfahrzeuge zu gelangen. Je näher der Tag des Rennens rückte, umso stärker wurde der Spionagetrieb. Kurz vor dem Wettkampf war ganz Hummelstich stets ein einziger Horch- und Guckverein. Hatte man endlich seine Neugier gestillt und war hinter die Geheimnisse der gegnerischen Mopse gekommen, schlief man bedeutend ruhiger. Hatte man jedoch das Gefühl, dass einem die anderen um einen entscheidenden Schritt oder eine kreative Idee voraus waren, so ließ man sich den Schreck nicht anmerken, sondern rümpfte stattdessen empört die Nase, warf einen verächtlichen Blick auf das konkurrierende Gefährt und wendete sich schließlich mit zärtlichen Gesten wieder der eigenen Konstruktion zu.

In den umliegenden Dörfern und Städten eilte den Hummelstichlern der Ruf voraus, verschroben und kauzig, ja bisweilen etwas weltfremd zu sein. Man erzählte sich allerlei skurrile Geschichten über die Dorfbewohner; munkelte sogar von

Füchsen und Hasen, die sich hier Gute Nacht sagten. Meistens belächelte man sie. Doch das kümmerte die Hummelstichler wenig. Sie mochten ihren Ort und waren stolz darauf, sich mit ihrem Wetteifer und Einfallsreichtum von den Bewohnern anderer Ortschaften zu unterscheiden. Zugegeben, etwas naiv und blauäugig waren sie schon. Denn sie ahnten nicht, welch gefährdete Spezies sie waren. Wären sie Nasenaffen gewesen oder eine andere seltene Tierart, hätte man sie längst auf die Rote Liste gesetzt und ihnen den Stempel »Vom Aussterben bedroht« auf die Stirn gedrückt. Man hätte vielleicht Geld und Unterschriften zu ihrem Schutze gesammelt und bunt bedruckte Recyclingbroschüren verteilt. Sah man den Tatsachen nämlich einmal ins Auge, so musste man feststellen, dass die Hummelstichler hoffnungslos überaltert waren. Von insgesamt sechshundertneunundvierzig Einwohnern waren zwei Drittel bereits jenseits der fünfzig. Auf eine Taufe kamen sechsunddreißig Begräbniszeremonien, ein Umstand, der gleich zwei Bestatter und deren Familien ernährte und den Pfarrer regelmäßig in Depressionen stürzte. Mit dem Nachwuchs sah es in Hummelstich tatsächlich nicht sehr rosig aus, und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sich die erste spitze Zunge das Wort »Greisendorf« nicht mehr verkneifen können würde. Die Fortpflanzung war dabei nicht das Problem. Sie funktionierte so gut und so schlecht wie in anderen Gegenden auch. Vielmehr lockte ein neuzeitlicher gestaltloser Rattenfänger das Jungvolk aus dem Dorf. In der Fremde suchte es nach Dingen, die man hier oft nicht mehr fand: Reichtum, Perspektiven und eine Festanstellung.

Laut einer statistischen Erhebung gab es in Hummelstich nur noch dreiundvierzig Kinder und eins Komma fünf Säuglinge. Der sechs Wochen alte Knirps, der die dörfliche Altersstruktur so schamlos nach unten drückte, hieß Jonathan Krummbein, war kerngesund und konnte weder ein Komma noch eine Fünf vorweisen. Es gab auch nirgendwo sonst im Ort einen schauerlichen halben Säugling, doch das war den Behörden, die die Zahlen in regelmäßigen Abständen veröffentlichten,

bisher noch nicht aufgefallen. Überhaupt waren Gewalttaten und kapitale Verbrechen im Dorf gänzlich unbekannt. Selbst die Ältesten der Ältesten konnten sich nicht an Mord oder dergleichen erinnern. Gemeuchelt wurde nur das Vieh, denn eines waren die Hummelstichler nicht: Vegetarier.

Außer Wilderei, Viehdiebstählen und gelegentlichen Jagdunfällen passierte also nicht viel. Aus diesem Grund war der junge Dorfpolizist Sven Grüneis Inhaber einer halben Arbeitsstelle geworden, womit er es zu einem Kuriosum innerhalb des deutschen Polizeiapparates geschafft hatte. Besonders zufrieden war er damit nicht, schließlich drehte er nicht gern dienstlich Däumchen, sondern verbrachte seine Zeit lieber mit Brautschau und Landwirtschaft. Er besaß einen großen baufälligen Hof mit Fuhrwerken und allerlei Getier, dazu Wiesen, Äcker und Felder. Was ihm aber am meisten fehlte, war eine treu sorgende Ehefrau.

Auch der Montag war in Hummelstich ein Tag wie jeder andere. Metzgermeister Erwin Meuselböck wetzte fleißig seine Messer und kam bei seinen Bemühungen, den immensen Fleischkonsum der Dorfbevölkerung zu decken, wie immer mächtig ins Schwitzen. Er gehörte zu den wenigen seiner Zunft, die das Schlachten noch selbst übernahmen. Die Tiere, denen er mit Bolzenschuss und sauberem Schnitt durch die Halsschlagader den Garaus machte, kannte er meist mit Namen, denn den Respekt vor der Kreatur, die er da meuchelte, hatte er beim Schlachten nie verloren. Im Gegenteil, sein Beruf hatte ihm die Auseinandersetzung mit dem Tod und damit auch seiner eigenen Sterblichkeit nähergebracht. Mit der Präzision eines Pathologen schnitt er die Leiber von Rindern und Schweinen auf; trennte Köpfe von Rümpfen, zerteilte Gliedmaßen und sortierte sorgfältig die verschiedenen Innereien. Das Ausweiden ging ihm besonders gut von der Hand. Widerwillen oder gar Ekel vor Blut und rohem Fleisch waren ihm fremd, denn das Handwerk war ihm in die Wiege gelegt worden. Unbeschwert drehte er, wie es schon sein Vater und dessen Vater

getan hatten, faustgroße Fleischstücke durch den Wolf, würzte die zerhackelte blässrote Masse nach einem streng gehüteten Rezept und stopfte sie in meterlange Därme. Das Endprodukt, die berühmte Thüringer Bratwurst, wurde von seiner Frau Brunhilde im angrenzenden Laden verkauft. Ihr kleines Geschäft präsentierte nicht nur ein umfangreiches Wurst- und Fleischsortiment, sondern bot auch zahlreiche andere Waren des alltäglichen Bedarfs. Dieses vielfältige Angebot, oft verbunden mit einem kostenlosen Lieferservice der Metzgerei, wussten die Kunden der Meuselböcks sehr zu schätzen.

In der Gunst der Bewohner stand auch der Apotheker Carl Feigenbaum, der zwar kein echter Arzt, aber der einzige Doktor im Dorf war. Da er in einem früheren Leben einmal Medizin studiert hatte und es in unmittelbarer Entfernung niemanden gab, der über mehr humanmedizinisches Fachwissen als der Apotheker verfügte, wurde er bei allen kleinen und großen Wehwehchen um Rat gefragt. Er kümmerte sich zuverlässig um seine Mitmenschen und stellte unzählige Totenscheine aus. Doch an diesem Montag war er tief über seine Finanzbücher gebeugt und fragte sich, was er denn bloß noch tun könne, um noch mehr Geld zu verdienen. Die Gläubiger rannten ihm bereits die Tür ein, und auch bei der Bank waren mehrere Raten überfällig. Er erhaschte einen kurzen Blick auf seine Frau Frieda, die gerade ein Mittel gegen Migräne verkaufte und dabei so schön und so traurig aussah wie jeden Tag. Er wusste, dass er als Ehemann versagt hatte, und fragte sich, warum seine Frau ihn nicht schon längst verlassen hatte. Dann wandte er sich wieder seinen Geldsorgen zu.

Gegenüber der Apotheke sprühte der Friseur Borwin Wandelohe wie jeden Tag fast über vor Energie und guter Laune. Sein apfelförmiger Körper tänzelte auf schlanken Beinen graziös von Frisierstuhl zu Frisierstuhl, und während er aus voller Kehle das »O sole mio« trällerte, ondulierte er Tantchen Käthe, frischte der dicken Erna die Farbe auf und verpasste Herrn Lehmanns halbstarken Söhnen einen modischen Kurzhaarschnitt. Als Ergebnis einer feurigen Liebesbeziehung zwischen seiner



Zwei schräge Vögel

Mutter, einer Hummelstichlerin, und einem ihm unbekanntem Spanier, floss zur Hälfte südländisches Blut durch seine Adern. Er war ein ausgeglichener, zutiefst positiver Mensch, und jeder, der bei ihm einkehrte, ging ein bisschen zufriedener, als er es vorher gewesen war, wieder nach Hause.

Borwins ansteckende Fröhlichkeit hätte vor allem der Pfarrer des Dorfes, Theodor Klingbein, dringend nötig gehabt. Am morgigen Dienstag stand eine Beisetzungszeremonie an, und er steckte mitten in den Vorbereitungen. Wie innig hatte er für eine Taufe, eine Konfirmation oder eine Hochzeit gebetet. Doch so sehr er sich auch einen heiteren Anlass wünschte, sein oberster Dienstherr erhörte ihn nicht. Es war eine Beerdigung, die er vorbereiten musste. Schon die sechste in diesem Monat. Dünn und ausgemergelt kam er sich vor, sein linkes Bein schmerzte, und die Augen brannten wie ein Höllenfeuer. Als er die Trauerrede verfasst hatte, telefonierte er mit dem Bestatter Ferdinand Ruhe und erfuhr, dass die Asche der Verstorbenen bereits selig in der Urne ruhte. Nach Feierabend schleppte er sich ins Wirtshaus »Zum Goldenen Lamm« und versuchte, seine Niedergeschlagenheit in dunklem Bockbier und einem doppelten Korn zu ertränken. Der Wirt, Ludo Schimmelpfenig, klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter, bevor er an eine große Tafel trat und die ersten Wetten für das bevorstehende Mopsrennen entgegennahm.

So weit war, wie gesagt, alles ganz normal und unspektakulär. Erst am Dienstag geschah etwas, was das Leben der Hummelstichler gehörig auf den Kopf stellen sollte.

Der Bus, der mit fast neunzig Stundenkilometern die frisch geteerte Landstraße entlangbretterte und mit quietschenden Reifen vor dem kleinen Dorffriedhof zum Stehen kam, war in der Tat alles andere als gewöhnlich. Er besaß eine fast schon furchteinflößende Überlänge und war zudem gänzlich mit bunten Graffiti bemalt. Aber nicht solche primitiven Schmierereien, wie man sie oft an neu getünchten Hausfassaden oder abgestellten Zugwaggons sah, sondern ein einzigartiges, fabulöses Kunstwerk, das den Betrachter in Staunen versetzte. Unter den hell leuchtenden Scheinwerfern, die sich wie feurige Augen in den morgendlichen Frühlingsdunst bohrten, offenbarte ein riesiger Kühlergrill metallisch glänzende Zähne und erweckte den Eindruck, als würde man in das Antlitz eines Dämons blicken. Auf den beiden Seiten der Karosserie war das weit weniger unheimliche Bild eines vierstöckigen Holzregals aufgedruckt worden, das bis auf den letzten Zentimeter mit großen und kleinen, dicken und dünnen Büchern bestückt war. Einige der so dargestellten Buchrücken waren mit einem einzigen großen goldenen Buchstaben versehen. »BÜCHER AUF RÄDERN« stand in der einen Reihe und darunter »SCARABEAS LEIHBIBLIOTHEK«.

Einen solchen Bus hatte ganz Hummelstich noch nie gesehen. Jeder, dem er auf der Fahrt durchs Dorf begegnet war, war wie angewurzelt stehen geblieben. Und auch die kleine Menschengruppe, die sich auf dem Friedhof um ein offenes Grab versammelt hatte, rührte sich nicht vom Fleck und starrte das in der Nähe parkende Ungetüm an. Pfarrer Theodor Klingbein bekreuzigte sich, Borwin Wandeloh, der Friseur, griff nach Brunhilde Meuselböcks Hand, und der Bestatter Ferdinand Ruhe hielt sich verkrampft an einer weinroten Urne fest. Einen Moment lang hörte man nur die monotone Trauermusik, die aus einem tragbaren CD-Spieler dudelte. Dann rissen alle verdutzt die Augen auf, denn die Tür des riesigen Ungetüms

öffnete sich, und eine kleine drahtige und jugendlich wirkende Frau mit kurzen feuerroten Haaren sprang heraus. Sie war auffällig bunt gekleidet, hielt einen Seesack in der rechten Hand, und auf ihrer linken Schulter saß, so selbstverständlich wie ein gut gewähltes Accessoire, ein munter vor sich hin krächzender und keck in die Welt schauender Papagei.

Scarabea von Maarstein steuerte zielsicher auf die Gesellschaft zu und entsprach dabei weder dem abendländischen Ideal eines Trauergastes noch dem landläufigen Bild einer Bibliothekarin. Außer dem Papagei trug sie eine zitronengelbe Leinenhose, ein azurblaues Top mit Korallenriff-Print und grasgrüne Lackballerinas mit aufgesticktem Perlenornament. Ein orangeroter Seidenschal, den sie um Schultern und Oberarme geschlungen hatte, und ein breiter Bambusarmreif am linken Handgelenk verdeckten geschickt mehrere Tätowierungen. Winzige Lachfältchen schmückten ihr hübsches Gesicht, und unter den wuscheligen roten Haaren, die wie wild lodernde Flammen in alle Richtungen züngelten, funkelten neugierige smaragdgrüne Drachenaugen. Im Laufe der Jahre hatte Scarabea eine Vorliebe für ausgefallene farbige Kontaktlinsen entwickelt und sich einen beachtlichen Fundus zugelegt, aus dem sie täglich neu schöpfte.

Schon auf den ersten Blick sah man ihr an, wie exzentrisch und ausgeflippt sie war. Die Lust am Leben guckte ihr sprichwörtlich aus jedem Knopfloch. Was man ihr nicht ansah, war ihr Alter. Scarabea von Maarstein war neunundsechzig Jahre alt.

Die Erfahrungen und Erlebnisse, die sich in ihrem bisherigen Leben angesammelt hatten, passten in keinen Koffer. An manches, was zu weit zurücklag, erinnerte sie sich nur noch verschwommen; anderes wiederum war ihr so klar und deutlich, als hätte es Paul Gauguin höchstpersönlich in Öl gemalt. Wie zum Beispiel das grüne, von Sonne durchflutete Blätterdach, das sie Anfang der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts bei ihrer Geburt erblickt hatte. Denn Scarabea

war nicht in einem sterilen Kreißsaal zur Welt gekommen, auch nicht in einer Wohnstube, einem Geburtshaus oder sonst einem Gebäude, sondern inmitten eines feuchtwarmen Biotops auf Little Andaman, der südlichsten der Andamaneninseln. Das verdankte sie ihren Eltern, zwei abenteuerlustigen Ethnografen, die die Verhaltensweisen des kleinen urtümlichen Naturvolkes der indigenen Onge erforschten. Ihre Mutter Gerlinde war eine deutsche Adlige aus dem Geschlecht von Maarstein, ihr Vater Lucien ein bürgerlicher Franzose. Ihre Ehe lag so gar nicht im Trend der Zeit, denn Deutschland und Frankreich waren Feinde in einem verheerenden Krieg. Während dieser sich wie eine Epidemie ausbreitete und Tod und Verzweiflung über weite Teile der Welt brachte, erlebte Scarabea eine glückliche und unbeschwerte Kindheit im Paradies. Vom Gemetzel in Europa und Asien bekam sie nichts mit.

Im Indischen Ozean waren der Strand, das Meer und die üppigen grünen Regenwälder ihr Kinderzimmer. Die kleinwüchsigen und dunkelhäutigen Eingeborenen hatten sie in ihre Gemeinschaft aufgenommen und schenkten dem weißen Mädchen nicht nur besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge, sondern gaben auch ihr Wissen an sie weiter. Sie lernte von ihnen, dass alles eine Seele hatte und jedes Lebewesen, mochte es noch so winzig und unscheinbar sein, Teil eines großen Ganzen war. Sie erfuhr, wie man mit Tieren kommunizierte, dass dieselbe Pflanze heilen und töten konnte und dass nichts, aber auch gar nichts gefährlicher war als der Mensch in seiner Habgier. Von diesem Wissen profitierte sie noch heute, ja im Grunde ihres Herzens war sie sich sicher, dass sie das Wichtigste im Leben bereits in ihrer Kindheit erfahren hatte. Ihren Lehrmeistern, den kraushaarigen und pechschwarzen Menschlein, war sie zeitlebens dafür dankbar.

Drei Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs zogen Scarabea und ihre Eltern nach Paris, und dort war alles ganz anders. Dort schlief man in Häusern aus Stein, die mit Türen und Schlüsseln verriegelt wurden; es war kalt, die Menschen einfältig und mürrisch; man musste sich in merkwürdige Stoffgewänder

hüllen, durfte nicht mehr heruntollen, und frei lebende Tiere gab es auch nicht. Alles in dieser Stadt und in diesem Land war Scarabea fremd und erdrückte sie. Ihr einziges Ventil, um den Frust über die neuen Lebensumstände nach außen zu tragen, war die offene Rebellion. Sie verweigerte das Essen, benahm sich unmanierlich und zerstörte, was ihr in die Finger kam. Ihre Eltern, ratlos und überfordert, schickten sie in ein Mädcheninternat nach Deutschland. Zu der erdrückenden Fremde kamen nun noch Leistungsdruck und unbarmherzige Strenge hinzu; eine Situation, die Scarabea nur dank einer glücklichen Fügung ertrug. Henrietta von Eichhorn hieß das gleichaltrige Mädchen, mit dem sie sich Zimmer und Schicksal teilte. Die folgenden Jahre, die von Regeln, Strafen und spießbürgerlicher Tyrannei geprägt waren, standen sie gemeinsam durch. Reagierten mit Schabernack auf Schikanen und mit Einfallsreichtum auf Langeweile. Zusammen waren sie unschlagbar. Bea und Hetty – nichts und niemand vermochte sie zu trennen, und auch später, als ihre Lebenswege sie in verschiedene Richtungen führten, verloren sie sich nie aus den Augen.

Nach der Zeit des Internats reiste Scarabea um die Welt. Wo es ihr gefiel, verweilte sie; gefiel es ihr nicht mehr, zog sie weiter. Dabei übte sie die verschiedensten Berufe und Tätigkeiten aus, fuhr als Mann verkleidet zur See, pflegte Elefanten, schliff Scheren, züchtete Schafe, kehrte Straßen, studierte Völkerkunde und reparierte alte Autos. Sie war im wahrsten Sinne des Wortes eine Lebenskünstlerin.

Auf dem Nadi International Airport, der auf der größten Insel der Fidschis, Viti Levu, mitten im Pazifischen Ozean liegt, begegnete ihr Anfang der siebziger Jahre der Chinese Li Chang. Die Liebe auf den ersten Blick gestand sich Scarabea lange nicht ein. Zu groß war die Angst davor, ihre Unabhängigkeit zu verlieren. Erst nach Jahren bekannte sie sich zu ihren Gefühlen und zog zu ihm. Sie lebten in Kuala Lumpur, Singapur und Schanghai, bekamen zwei wunderbare Kinder und drei entzückende Enkelkinder.

Nach Li Changs Tod kehrte Scarabea nach Europa zurück.

Sie kaufte einen alten Bus, den sie wieder fahrtauglich machte und mit Büchern füllte. Es waren fast ausschließlich gebrauchte Bücher, die sie auf Flohmärkten, in Antiquariaten oder bei Haushaltsauflösungen für einen Obolus erwarb. Bücher, die niemand mehr wollte und die oft in einem bedauernswerten Zustand waren. Verstoßene, verlorene und massakrierte Wälzer. Darunter waren viele literarische Kostbarkeiten, wie zum Beispiel »Gullivers Reisen« von Jonathan Swift, Daniel Defoes legendärer »Robinson Crusoe«, »Das Pendel« von Edgar Allan Poe, Charles Dickens' »Oliver Twist«, Herman Melvilles »Moby Dick« oder »Der Geizige« von Jean Baptiste Molière. Es gab Bücher von Honoré de Balzac, Leo Tolstoj, Henrik Ibsen und Mark Twain, aber auch Werke von unbekanntem Schriftstellern. Gedruckte Reisetagebücher von Naturforschern, Biografien historischer Persönlichkeiten, orientalische Sagen und Märchen. Mit diesem Schatz tingelte Scarabea, ständig auf der Suche nach neuen Abenteuern, durch die Lande.

Zu den abenteuerlichen Besonderheiten, die Scarabea pflegte, zählte zweifellos ihre Lebensgemeinschaft mit einem persönlichkeitsgestörten Papagei. Der hellrote Ara war ihr vor zwei Jahren in Castrop-Rauxel zugelaufen und hatte sich ihr als Dr. Jekyll vorgestellt. Aufgrund einer Fehlprägung als Jungvogel hielt er sich für einen Menschen. Wie sein akademischer Titel es vermuten ließ, war er gebildet und außerordentlich sprachbegabt: Neben Ruhrpottdeutsch sprach er fließend Englisch sowie ein passables Latein. Des Weiteren verfügte er über ausgezeichnete Umgangsformen. Nur mit seinen Flügeln wusste er nicht viel anzufangen.

Der Pfarrer war der Erste, der sich aus der Erstarrung löste. Er fragte sich, was um alles in der Welt diese sonderbare Person hier wollte und weshalb sie die Beisetzung störte. Eine Angehörige der verstorbenen Henrietta von Eichhorn konnte sie wohl kaum sein, wenn man sich ihr Outfit so ansah.

»Entschuldigen Sie die Verspätung, ich bin Henriettas

Freundin«, sagte Scarabea, als könnte sie seine Gedanken lesen.
»Zum Glück bin ich noch rechtzeitig gekommen.«

Was genau sie damit meinte, wurde klar, als sie an den CD-Player herantrat, die leise vor sich hin plätschernde Musik abstellte, die silberne Scheibe entnahm und eine eigene einlegte.

Friseur und Metzgersfrau wechselten irritierte Blicke, der Bestatter räusperte sich. »Leider war uns der Musikgeschmack von Frau von Eichhorn nicht bekannt. Sie hatte hier ja niemanden.« Er sah hastig zu den anderen. »Bis auf unsere kleine Fangemeinde natürlich«, fügte er lächelnd hinzu.

Scarabea beachtete ihn gar nicht und schob den Regler auf volle Lautstärke, woraufhin erst ein lang gezogenes metallisches Fiepen und dann ein fulminantes Gitarrensolo zu hören waren. Die Erde bebte im Rhythmus der rockigen Riffs, und als die Stimme von AC/DC-Sänger Bon Scott erklang, wackelte der ganze Friedhof: »*No stop signs, speed limit. Nobody's gonna slow me down. Like a wheel, gonna spin it. Nobody's gonna mess me round. Hey Satan, payed my dues. Playing in a rocking band. Hey Mamma, look at me. I'm on my way to the promised land.*«

Als der Refrain einsetzte, sang Scarabea aus voller Kehle mit, und auch Dr. Jekyll stimmte ein: »*I'm on the HIGHWAY TO HELL. Highway to hell. And I'm going down, all the way. I'm on the highway to hell!*«

Der Pfarrer war mittlerweile dunkelrot angelaufen. Fassungslös nach Luft ringend, hätte es ihn auch nicht mehr gewundert, wenn Henrietta von Eichhorn in voller Pracht aus der Urne gestiegen wäre. Seine mühsam verfasste Trauerrede hatte er vor Schreck gänzlich vergessen. Frau Meuselböck blickte sich hilflos um, und der ohnehin schon blasshäutige Bestatter war noch eine Spur fahler geworden. Nur der dickbäuchige Friseur versuchte vergeblich, hinter seinem gewirbelten Schnurrbart ein Schmunzeln zu verstecken.

Scarabea ergriff nun das Wort. »Hetty war mit Abstand der fröhlichste und lebenslustigste Mensch, den ich gekannt habe. Sie hätte gewollt, dass wir es auch sind. Gerade an diesem Tag.

Ihr stand nie der Sinn nach Trübsal, ob sie nun echt oder aufgesetzt war. Also weg mit den Leichenbittermienen!«

Sie nahm eine Flasche edlen Jahrgangssekt aus dem Seesack und ließ den Korken knallen. Dann schenkte sie sich etwas in einen Tonkrug ein, den sie ebenfalls aus der Tasche gezogen hatte, und prostete der Urne zu, die noch immer in den Armen des Bestatters lag. »Auf dich, Hetty! Anstatt dich mit Erde zu bewerfen, wollen wir mit Sekt auf dich anstoßen.«

Sie zauberte weitere Tonkrüge hervor, schenkte ein und teilte aus. Immer noch völlig perplex und überrumpelt, folgte die kleine Beerdigungsgesellschaft ihrem Vorbild. Als alle geprostet und getrunken hatten, blinzelte Scarabea dem Bestatter schelmisch zu. »Es hätte Henrietta sehr gefallen, wenn sie gewusst hätte, dass die Männer sie immer noch auf Händen tragen.«